

SPIEGEL

Ausgabe 4/2021

Vergangenheit kennen, Gegenwart verstehen

SPIEGEL Geschichte

GESCHICHTE

WAGEMUTIG

Die Wikingerin Gudridur
in Amerika

ANS ENDE DER WELT

Äthiopische Gesandte
am Bodensee

FROSTIG

Vitus Berings
Expedition
durchs Eismeer



Entdecker und Abenteurerinnen

Riskante Reisen ins Unbekannte – vom Mittelalter bis heute



Deutschland € 9,90 Österreich € 10,50 Schweiz sfr 16,50 Benelux € 11,40 Dänemark dkr 99,95 Finnland € 14,90 Frankreich € 12,40
Griechenland € 12,90 Italien € 12,40 Portugal € 12,40 Spanien € 12,40 Ungarn Ft 4900,- PRINTED IN GERMANY

»Sie behandelten Europa als exotischen Souvenirladen«



Die große Überfahrt: Illustration aus einer äthiopischen Handschrift um 1520.

Begegnung Um 1400 reisten äthiopische Gesandte nach Venedig, Rom und an den Bodensee – für sie eine Fahrt ans Ende der Welt, sagt die Historikerin Verena Krebs.

SPIEGEL: Frau Krebs, Sie forschen zu ostafrikanischen Diplomaten, die im 15. Jahrhundert in Venedig und am Bodensee unterwegs waren. Warum sollten uns diese Reisen ein halbes Jahrtausend später interessieren?

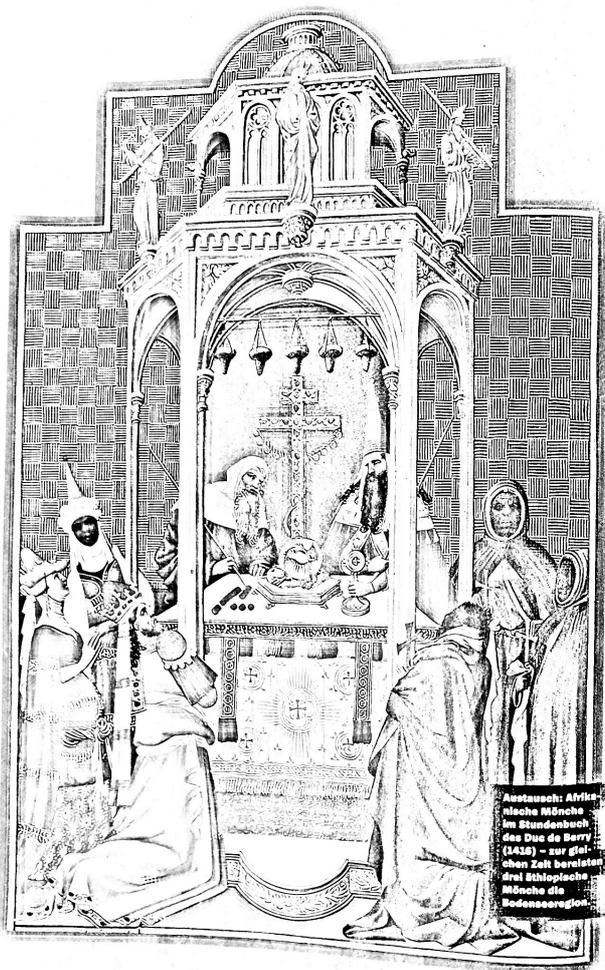
Krebs: Diese Reisen stellen unser Bild der afrikanisch-europäischen Begegnungen im Spätmittelalter auf den Kopf. Afrika war kein geschichtsloser Kontinent, der darauf wartete, von den Europäern entdeckt und unterworfen zu werden. Die ostafrikanischen Gesandten traten auf ihren Reisen selbstbewusst auf und wurden mit größtem Respekt behandelt – und das Jahrzehnte bevor die Portugiesen um das Kap der Guten Hoffnung segelten und Ostafrika »entdeckten«.

SPIEGEL: Die Gesandtschaften, über die Sie schreiben, kamen aus Äthiopien. Wie muss man sich heute das Land von damals vorstellen?

Krebs: Im äthiopischen Hochland waren die meisten Menschen Christen, es gab prachtvolle Kirchen und Klöster. Der christliche Glaube hatte sich schon in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreitet, also bevor er in Rom Staatsreligion wurde. Muslime und Juden waren in der Minderheit; die verschiedenen Gruppen kamen einigermaßen gut miteinander aus. Ende des 14. Jahrhunderts unterwarf der christliche König Dawit II. einige benachbarte Fürstentümer. Um seinen Herrschaftsanspruch in der Hochebene zu festigen, betrieb er eine Art Kulturpolitik: Er ließ große Kirchen mit goldenen Wänden bauen, Bilder malen und Bücher übersetzen. Zugleich richtete Dawit seinen Fokus nach außen. Ab 1400 schickte er innerhalb weniger Jahre drei Gesandtschaften auf die italienische Halbinsel – eine nach Venedig und zwei nach Rom.



Krebs, 36, Historikerin und Kunsthistorikerin, lehrt als Juniorprofessorin Mittelalterliche Geschichte an der Ruhr-Universität Bochum. In ihrem jüngsten Buch befasst sie sich mit dem mittelalterlichen christlichen Königreich Äthiopien und dessen diplomatischen Verbindungen nach Europa.



Interessanz: Äthiopi- sche Mönche im Stundenbuch des Duc de Berry (1412) – zur gleichen Zeit bereiten drei äthiopische Mönche die Rufussensregeln.

SPIEGEL: Was war ihr Auftrag?

Krebs: In erster Linie sollten sie Reliquien besorgen. Vermutlich ging es Dawit darum, seinen Führungsanspruch als oberster christlicher König zu demonstrieren – nicht nur am Horn von Afrika, sondern in der ganzen Welt.

SPIEGEL: Hatten die Äthiopier keine eigenen Reliquien?

Krebs: Wichtige Reliquien der biblischen Apostel und frühchristlichen Märtyrer fanden sich seit der Antike im Mittelmeerraum, nach dem vierten Kreuzzug 1204 wurden sehr viele von ihnen von Byzanz nach Westeuropa gebracht. In Äthiopien verehrte man vor allem die Überbleibsel regionaler Heiliger. Im Gegensatz zur Tradition der römischen Kirche teilte man deren Körper jedoch nicht in Stücke, sondern bewahrte sie in Gänze. Man hatte, überspitzt gesagt, daher keine 20 Finger der Heiligen Katharina, die man an 20 verschiedenen Orten verehren konnte. Außerdem hatten sich in Äthiopien im späten Mittelalter Nachrichten über wundersame Reliquienschatze verbreitet: Splitter des Heiligen Kreuzes, an dem Jesus gestorben war, seien unter den christlichen Königen Europas aufgeteilt worden, um deren Reiche

»Die Gesandten stiegen zum Roten Meer hinab, fuhren die Küste entlang, querten die Wüste und segelten auf dem Nil zum Mittelmeer.«

zu stärken. Daran wollten die äthiopischen Herrscher teilhaben.

SPIEGEL: Wofür interessierten sich die Äthiopier sonst noch?

Krebs: Dawit und seine Nachfolger warben auch Handwerker und Künstler aus Europa an. Die Könige sahen sich als Nachfahren des biblischen Königs Salomon, der für seinen Tempelbau Handwerker aus der ganzen Welt herbeigeht hat. Ich denke, diesem Urahn wollten die Herrscher nahefeiern, indem sie Ausländer an ihren Kirchen mitbauen ließen. Dabei ging es weniger um technisches Know-how als um Prestige. Darüber hinaus interessierten sich die Äthiopier auch für liturgische Kelche, Bilder, Teppiche und bestickte Gewänder mit christlicher Symbolik. Sie behandelten Europa als eine Art exotischen Souvenirladen.

SPIEGEL: Den Seeweg um das Horn von Afrika erschlossen die Portugiesen erst zu Ende des 15. Jahrhunderts. Wie reisten die Äthiopier vorher nach Europa?

Krebs: Äthiopien lag an einer wichtigen Handelsroute, die Indien und China mit dem Mittelmeer verband – manchmal wird sie als Seidenstraße des Meeres bezeichnet. Die Gesandten mussten also nur den Waren und Händlern folgen; es gab bereits eine Infrastruktur. Dazu stiegen die Äthiopier aus dem Hochland zum Roten Meer hinab, fuhren mit dem Schiff ein paar Tage die Küste entlang, gingen an Land, durchquerten ein Stück Wüste, bis sie den Nil erreichten und den Fluss zur Mittelmeer-

küste heruntersegelten. Oft legten sie einen Zwischenstopp im Heiligen Land ein, bevor sie sich nach Italien einschifften.

SPIEGEL: Warum bereisten Europäer diese Handelsroute nicht in der Gegenrichtung?

Krebs: Das hatte politische Gründe: In Ägypten herrschten die muslimischen Mamluken und ließen lateinische Christen nicht passieren. Man hatte eben schlechte Erfahrungen mit den Kreuzzügen gemacht und wollte keine Querulanten im Land haben. Außerdem verteidigten die Mamluken ihre Interessen am Handel mit Asien gegen christliche Kaufleute. Einzelne Glückssucher aus Europa schafften es bis nach Äthiopien, aber größere Gesandtschaften hatten keine Chance. Das ist eine typische Fehlannahme in der eurozentrischen Forschung: Nur weil ein Weg für Europäer versperrt war, heißt das nicht, dass niemand anderes durchkam.

SPIEGEL: Wie sahen die äthiopischen Gesandtschaften aus?

Krebs: Bei der Mission von 1402 nach Venedig erscheint in den Quellen nur ein einzelner Diplomat. Aber er kann kaum allein unterwegs gewesen sein, denn er brachte vier lebendige Leoparden als Geschenk mit. Man kann sich ausmalen, dass er Helfer und viel Geld hatte – allein das Futter auf der mehrmonatigen Reise muss enorme Summen gekostet haben. Andere spektakuläre Mitbringsel waren Häute eines »gestreiften Esels« und eines »wildes Mannes« – vermutlich ein Zebra- und ein Affenfell. Bei späteren Missionen erwähnen die Quellen auch Diener und Sklaven.

SPIEGEL: Waren die Gesandten überhaupt willkommen?

Krebs: Mehr als das. Die Europäer waren begeistert. Der venezianische Doge und der Papst empfingen die Gesandten persönlich. Aus Aragon ist die Liste der Teilnehmer eines Festzugs überliefert, bei dem die Äthiopier direkt hinter dem König schreiten durften.

SPIEGEL: Warum die Ehre?

Krebs: Das hat mit einem Missverständnis zu tun. Im lateinischen Europa glaubte man, dass sich irgendwo im Osten ein unfassbar reiches und mächtiges Reich befände, das von einem christlichen Priesterkönig namens Johannes regiert würde. Entsprechend hielten die europäischen Fürsten die Gesandten aus Äthiopien für Vertreter dieses Johannes. Um den Priesterkönig für einen gemeinsamen Kreuzzug gegen die Muslime zu gewinnen, buhlten sie mit Geschenken und Ehrerbietungen um die Gunst der Äthiopier. Die Gesandten unternahmen offenbar wenig, um dieses Missverständnis auszuräumen.

SPIEGEL: Wie kommunizierten Äthiopier und Europäer miteinander?

Krebs: Bei der Gesandtschaft des Jahres 1404 reiste ein junger Mann mit, der angeblich 17 Sprachen beherrschte und übersetzen konnte. Ansonsten kann man davon ausgehen, dass sich beide Seiten auf Arabisch austauschten oder ins Arabische zwischenübersetzten, das damals im Mittelmeerraum eine wichtige Handelsprache war. Oft verpflichteten die äthiopischen Könige auch Ausländer für ihre Dienste: Der Gesandte von 1402 war einer jener Glückssucher aus Florenz, die sich irgendwo nach Äthio-

pien durchgeschlagen hatten. Bei einer späteren Mission reisten äthiopisch-christliche Mönche in Begleitung eines persisch-muslimischen Händlers. Es waren oft multinationale und multireligiöse Teams, was die Kommunikation erleichterte. Es gab aber auch Besuche, bei denen die Verständigung scheiterte. Über drei äthiopische Mönche, die während des Konzils von Konstanz monatlang am Bodensee weilten, vermerkte ein Chronist: »Sie sprachen weder Latein noch sonst eine Sprache, die man verstehen konnte.«

SPIEGEL: War es von Bedeutung, dass die Äthiopier schwarze Haut hatten?

Krebs: In europäischen Quellen wird häufig in Nebensätzen bemerkt, dass die äthiopischen Reisenden »schwarz und bärtig« waren. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts waren diese Attribute aber nicht negativ belegt. Die Äthiopier galten ja als Gesandte des mächtigsten christlichen Königs der Welt. Der König von Aragon dachte darüber nach, enge Verwandte an äthiopische Adlige zu verheiraten. Falls er Vorurteile hatte, waren sie der Politik untergeordnet. Als den Europäern später klar wurde, dass der Priesterkönig keinen Kreuzzug gegen die Muslime starten wollte, änderte sich die Haltung allmählich. In einem Text aus den 1480ern wird die Hautfarbe beispielsweise nicht erwähnt, aber gesagt, die Äthiopier seien sehr »hässlich«.

SPIEGEL: Und andersherum?

»Der äthiopische Hof ignorierte die Anfrage des Königs von Aragon und schickte die nächste Gesandtschaft nach Portugal.«

Krebs: Den Äthiopiern scheint die Hautfarbe egal gewesen zu sein. Die Quellen beschreiben die Europäer meist als Franken, also Menschen aus dem Frankenland. Sie unterscheiden nicht zwischen Venezianern und Portugiesen. Europa erscheint ihnen offenbar wie ein homogener Block am Ende der Welt. Bei den verschiedenen Ostchristen differenzieren die äthiopischen Quellen hingegen: Für griechische, armenische oder koptische Christen gibt es eigene Begriffe. Das hat einerseits mit der geographischen Nähe des östlichen Mittelmeerraums zu tun, andererseits mit der Kirchenpolitik: Die Ostchristen hatten jeweils eigene Kirchen, die Westchristen folgten dem Papst.

SPIEGEL: Bekamen die äthiopischen Könige, was sie wollten?

Krebs: Gleich die erste Gesandtschaft war sehr erfolgreich. Sie brachte einen Splitter des Heiligen Kreuzes, den Schädel eines Kindes, das angeblich von König Herodes getötet worden war, und wohl auch fünf italienische Handwerker nach Äthiopien. Andere Gesandtschaften machten sich mit reichem Gepäck auf den Rückweg, verschwanden jedoch während der riskanten Reise.

SPIEGEL: Wie wurden die Gesandten bei ihrer Rückkehr aufgenommen?

Krebs: König Dawit war offenbar begeistert, als im Frühjahr 1403 die erste Mission zurückkam. Laut einer äthiopischen Chronik hielt er einen feierlichen Gottesdienst ab, klatschte vor Freude in die Hände und stampfte mit den Füßen. Danach veranstaltete er ein mehrtägiges Fest für seine Priester und Soldaten, ließ viele Rinder und Schafe schlachten. Den fremden religiösen Schätzen aus Europa widmete die Quellen viel Aufmerksamkeit. Ein Silberkelch aus dem venezianischen Markusdom wird auf vier Seiten detailliert beschrieben. Über die Gesandten selbst und ihre Wahrnehmung des fernen Frankenlandes erfahren wir in den Chroniken hingegen eher wenig.

SPIEGEL: Erreichten die europäischen Herrscher ihre Ziele?

Krebs: Nach den ersten Gesandtschaften dachten die Europäer, dass der Priesterkönig Johannes bald mit ihnen das Heilige Land erobern würde. Der Papst war überzeugt, dass sich die äthiopische Kirche ihm unterordnen würde. Vermutlich ging bei den Übersetzungen der Gespräche viel verloren – oder die Europäer hörten, was sie hören wollten. Tatsächlich gingen die Äthiopier kaum auf die Wünsche der Gegenseite ein. Die Geistlichkeit weigerte sich, den Vorrang der römischen Kirche anzuerkennen. Ein äthiopischer Mönch betonte 1441 im Gespräch mit dem Papst, die äthiopische Kirche sei stark, mächtig und frei. Andere christliche Gruppen seien hingegen »zerfallen«. Die äthiopischen Könige hatten kein Interesse an einem gemeinsamen Kreuzzug. Warum sollten sie die Mamluken angreifen, mit denen sie ein pragmatisches, meist friedliches Verhältnis pflegten? Also ignorierten die Gesandten die europäischen Forderungen.

SPIEGEL: Das muss eine große Enttäuschung gewesen sein.

Krebs: Als die Europäer allmählich merkten, dass ihre Geschenke nichts bewirkten, knüpften sie die Gaben an Bedingungen. Der König von Aragon schrieb dem äthiopischen Hof 1450, er werde nur Handwerker schicken, wenn die Äthiopier Ägypten angriffen und den Nil blockierten. Der äthiopische Hof ignorierte die Anfrage jedoch und schickte die nächste Gesandtschaft einfach nach Portugal.

SPIEGEL: Kippte die Machtbalance, als Anfang des 16. Jahrhunderts portugiesische Schiffe am Horn von Afrika auftauchten?

Krebs: Erst einmal nicht. Auch die Portugiesen brauchten militärische Unterstützung gegen die Muslime in der Region. Ihre Gesandten kamen zunächst als Bittsteller an den äthiopischen Hof. Die Lage Äthiopiens änderte sich jedoch 1517, als die Osmanen die Macht in Ägypten übernahmen und sich am Roten Meer ausbreiteten. Nun wandten sich die Äthiopier an den portugiesischen König und den Papst, schlugen ein Militärbündnis vor und fragten nach Schusswaffen.

SPIEGEL: Wenig später brach das äthiopische christliche Königreich fast völlig zusammen. Was war da passiert?



Recht: Das äthiopische Bibelmanuskript im Stil des Bundes. Gedeckeltes Buch aus dem 15. Jahrhundert.

Krebs: Aus dem Jahr 1526 haben wir noch den Bericht eines portugiesischen Gesandten, der Äthiopien als prosperierendes und sehr wohlhabendes Königreich beschreibt. Ein Jahr später begann dieses Reich mit Angriffen gegen das benachbarte muslimische Sultanat Adal, das man als tributpflichtig betrachtete. Adal revanchierte sich mit Plünderzügen ins christliche Hochland; der Konflikt schaukelte sich hoch. Adal hatte Hilfstruppen von der arabischen Halbinsel, Feuerwaffen und einen charismatischen Anführer, der seine Feldzüge mit großem strategischem Geschick leitete. 1531 hatten die muslimischen Truppen bereits weite Teile des Hochlands überrannt, plünderten die Kirchen und machten sie danach dem Erdboden gleich. Erst Anfang der 1540er-Jahre halfen portugiesische Soldaten, den Krieg zugunsten des christlichen Königs zu wenden.

SPIEGEL: In Büchern über äthiopische Geschichte liest man häufig, die Gesandtschaften seien vor allem auf europäische Technik und Militärhilfe aus gewesen. Wie kam es zu dieser Interpretation?

Krebs: Viel historische Forschung zu Äthiopien entstand im Kontext der italienischen Kolonialzeit ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert am Horn von Afrika und der Besatzungszeit zwischen 1936 und 1941. Italienische Philologen und Historiker haben damals zahlreiche äthio-

pische Quellen gefunden und aufbereitet – das war eine große Leistung. Doch manche Forscher waren ehemalige Kolonialbeamte und konnten sich offenbar nicht vorstellen, dass die äthiopischen Könige vor allem Reliquien, Steinmetze und Maler wollten. Also haben sie hineingelesen, das es sich um Waffenschmiede und Technologieexperten gehandelt haben müsse. Da schwingt das koloniale Denkmuster mit, dass die Afrikaner vermeintlich schon immer rückständig waren und Hilfe aus Europa brauchten. So entstand das Narrativ, dass italienische Techniker schon im 15. Jahrhundert den Fortschritt nach Afrika gebracht hätten – so wie angeblich auch während der Besatzungszeit. Dieses Narrativ übernahmen später selbst äthiopische Historiker. So etablierte sich ein koloniales Konstrukt als vermeintlich gefestigtes Forschungswissen.

SPIEGEL: Was bedeutet Ihre Forschung für die in Europa übliche Erzählung vom »Zeitalter der Entdeckungen«?

Krebs: Wir sollten die vormoderne afrikanische Geschichte nicht auf Entdeckung, Versklavung und Kolonialisierung reduzieren. Die äthiopischen Gesandtschaften nach Europa zeigen, dass afrikanische Reiche im Spätmittelalter selbstbestimmt ihre eigene Geopolitik betrieben.

Interview: Martin Pfaffenzerler